



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

P., A.: Aus meinem Dorfe.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Aus meinem Dorfe.

Von H. P.

---

Meine Großmutter war in den Jahren, wo meine Erinnerung anfängt, schon hoch bejahrt; sie hatte damals schon einen gekrümmten Rücken, graue Haare und Runzeln im Gesicht. Sie schlich schon an einem Stübchen im Garten herum, und pflanzte sich Kohl, Petersilie, Möhren und Rüben. — Ich würde geglaubt haben, daß Großmama immer also gekrümmt und runzelig gewesen, wenn mir nicht andere Leute versichert hätten, daß sie in ihrer Jugend ein sehr fröhliches Mädchen und eine rasche Tänzerin gewesen. — Aber wer war meine Großmutter? — Diese Frage muß ich zuerst beantworten. —

Sie war die Mutter meiner Mutter und eine Auszüglerin auf dem Lande, wie man in Schlessen alle diejenigen nennt, welche ihr Gut verkauft, oder an die Kinder abgetreten und sich zur Ruhe gesetzt haben. Das Gut, das ihr nicht gehört, war an ihren Sohn übergegangen und sie wohnte seitdem in einem kleinen Häuschen, nahe an der Wirthschaft, die einst ihr Eigenthum gewesen, mitten im Dorfe. Wenn sie aus dem Fenster ihres Stübchens sah, hatte sie die Aussicht auf einen Teich, in welchem die Enten und Gänse den ganzen Tag herumschwammen. Neben dem Häuschen war ein Gärtchen, und in diesem eine kleine Anzahl vorzüglicher Fruchtbäume, deren Ertrag uns gewöhnlich zu Theil wurde. —

Meine Großmutter ist nahe an siebenzig Jahre alt geworden. In einer solchen Anzahl von Jahren kann der Mensch viel verrichten. Er kann Städte erbauen, Länder erobern, Königreiche umstürzen, neue Herrschaften gründen. Viele Menschen, welche nicht halb so alt geworden sind, haben sich unsterblichen Ruhm erworben, als Krieger, als Gelehrte, als Denker und Künstler. Alexander der Große,

starb früh, ebenso Cäsar, Pascal, der tiefsinnige französische Denker war noch nicht vierzig, Byron war sechsunddreißig, Schiller sechsundvierzig Jahre alt, als er starb; die Frau van Staël war in frühesten Jugend schon berühmt. — Meine Großmutter ist siebenzig Jahre alt geworden, und sie starb unberühmt. — Sie hat keine socialen Romane wie Madame Dudevant, kein Königsbuch geschrieben wie Bettina von Arnim; sie hat keine berühmte Gemälde gefertigt wie Angelica Kaufmann. — Wenn Gott nicht mehr von ihr weiß als die Welt, so ist sie vergessen. Aber nein! sie ist nicht vergessen. Ihr Andenken lebt fort in ihren Kindern und Enkeln; es lebt fort in mir. So leicht wird die Erinnerung an ihre Liebe, an ihr bescheidenes Walten, an ihr runzelvolles Gesicht, an ihren gekrümmten Rücken, an ihr mildes Lächeln nicht in meinem Gedächtnisse erlöschen. —

Ihr Leben floß geräuschlos hin wie der Bach auf weichem Sande im Schatten; es ist dem Dasein eines Veilchens zu vergleichen, das in einem stillen Thale der Erde entkeimt, einige Zeit blühet und duftet, sich der Sonne erfreut und des Schattens, und allmählig welkt und stirbt. —

Meine Großmutter war in ihrer Jugend ein Bauermädchen, welches im Sommer auf die Wiesen ging nach Grase, das die Kühe fütterte, das beim Melken die schönsten Volkslieder mit heller Stimme sang, in der Ernte oft mit den Arbeitern auf das Feld ging und das Getreide ebenso gut zu mähen verstand, wie der beste Knecht. — Als sie sich später mit einem jungen Burschen verheirathete, war sie eine hübsche Bauersfrau. —

Doch dies Alles erzähle ich, wie schon bemerkt, nur nach dem Berichte ihrer Altersgenossen; ich selbst habe sie nur als ein bejahrtes Mütterchen gekannt, die täglich mit dem Morgenroth aufstand, in den Stall ging, um ihre Kuh und ihre zwei Ziegen zu melken, hierauf ihr frugales Frühstück zu sich nahm, und, sobald die Glocke erscholl, ihr Gebetbuch nahm und in die Kirche zur Messe ging. —

Großmama war sehr fromm, und der Glaube an Gott, besonders aber an die Mutter Gottes, die Engel und das Fortleben nach dem Tode waren ihr das Höchste im Leben. Von der Zeit an, wo sie auf den Auszug gegangen, hatte sie keinen Tag die Messe versäumt, wenn sie nicht krank gewesen. — Das Unwohlsein mußte aber schon bedeutend sein; ein leichter Schnupfen, Kopfschmerz und andere kleine Uebel, die eine zarte Modedame Tage lang an's Zimmer fesseln, waren nicht im Stande sie von dem Besuche des Gotteshauses abzuhalten. —

So lange der Großvater lebte, hatte Großmama an diesem einen steten Begleiter auf dem Wege in die Kirche; Beide waren gleich fromm. — Großpapa war ein Musikant; er konnte geigen, wenn auch nicht wie Ole Bull und Paganini, so doch so gut wie irgend ein Dorfmusikus, der des Sonntags in's Wirthshaus geht und für einige Silbergroschen den Leuten aufspielt. So lange er lebte, ging er jeden Sonntag auf das Orgelchor in der Kirche und half dem Schulmeister Musik machen. Auch singen konnte er; aber ich zweifle, ob sein Gesang auf den Bühnen von London, Berlin, Paris in der Oper würde Beifall gefunden haben. Mit Rubini hätte er sich nicht messen können. Seine Stimme war grob und ohne alle Dressur; und als er alt war, sehr heiser. — Aber dennoch sang er gern, und selbst in der Kirche. In der Osters- und Charwoche, wo in den katholischen Gotteshäusern die Passionsgeschichte vom Chore herabgesungen wird, übernahm er die Rolle des Pilatus und sang seine Partie mit einem ungeheuren Bass ab. — O, ich beklage alle diejenigen, welche ihn nicht gehört haben, wenn er am stillen Freitag oder am Ostersonnabend sang: „Was ist Wahrheit?“ oder: „Ich habe keine Schuld an dem Tode dieses Gerechten.“ — Auch die Rolle des schlechten Judas übernahm er ein- oder zweimal, gab sie aber bald wieder auf, und griff zu der des Pilatus.

Ich habe später oft an meinen Großvater gedacht, besonders als Student, wo ich mich einige Zeit sehr eifrig auf das Suchen der Wahrheit verlegte, und ihr zu Liebe täglich einige Stunden den Staub der Auditorien einschluckte. Die Frage des Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ kam mir dann immer in den Sinn, und ich lernte einsehen, daß sie einen Sterblichen zur Verzweiflung bringen könne. Pilatus ist der größte skeptische Philosoph, der je gelebt hat. Sein: „was ist Wahrheit?“ beweist dieses. —

Wenn Großpapa an einem Sonntage, wo er in der Kirche gesungen, nach Hause kam, so war er die Freude und das Entzücken selbst. In seinen Augen glühte dann ein mildes Feuer, auf seiner Apostelstirn lag eine heilige, erhabene Ruhe, seine Lippen bewegten sich bisweilen und murmelten Worte, die aber Niemand verstand. — Woher kam seine Borne? Lediglich aus dem Gefühl der Freude, die jeder Mensch hat, wenn er an einer Sache mitwirken darf, die seine ganze Seele erfüllt. Großpapa glaubte jedesmal um eine Stufe höher zu steigen in der Gnade bei Gott, so oft er in der Kirche muscirte. —

Neben der Liebe zu der edlen Musik hatte er indessen noch eine große Neigung zu einer andern freien Kunst, die aber in unserm Jahrhundert nicht mehr so gepflegt wird, als in frühern Zeiten, nämlich zu der „Kunst des Disputirens.“

Großpapa sprach sehr gern über religiöse Gegenstände, sowohl mit seinen Standesgenossen, den alten Bauern im Dorfe, als auch besonders mit dem Kaplan des Ortes, einem jungen Manne von etwa dreißig Jahren, welcher Kauder hieß. Ich erinnere mich noch recht deutlich an das Gesicht des jungen Geistlichen; er war nichts weniger als geistreich, aber dafür sehr gutmüthig. Pater Kauder war an dem Orte als ein schlechter Prediger bekannt, und Jeder wird wissen, daß dazu schon ein ziemlich hoher Grad von Talentlosigkeit gehört, wenn man nicht einmal den bescheidenen Anforderungen der Landleute genügen kann. Es konnte aber in der That nichts Unerquicklicheres geben, als Herrn Kaplan Kauder predigen zu hören. Was die Reden selbst betraf, so wären diese immer noch angegangen, obwohl sie freilich nur aus den gewöhnlichsten Gemeinplätzen bestanden, aber der Kaplan hatte durchaus keinen Vortrag. Er stand auf der Kanzel, wie ein Strohmann, wie ein Automat, der nur manchmal mechanisch die Lippen bewegt und Worte ohne Feuer und Leben hersagt. Er hat keine Action und kein Mienenspiel, und es ist bekannt, wie sehr das Volk dergleichen liebt. Ein Pfarrer, der eine lebendige Declamation hat, der mit den Händen viele Gesten macht und wacker die Luft durchsäbelt und zersägt, kann stets auf den Beifall der Landleute rechnen, auch wenn seine Reden weit unter der Mittelmäßigkeit sind. Bei dem Kaplan kamen überdies noch eine schlechte Aussprache und eine schnarrende Stimme dazu; er stotterte auch, namentlich, wenn er den Faden der Rede verloren hatte und nicht weiter wußte. — Ich zweifle, ob die Energie eines Demosthenes gegen so viele natürliche Hindernisse siegreich gewesen wäre. —

Aber aller dieser Mängel ungeachtet ward Herr Kauder von Jedermann im Dorfe geachtet und geliebt; alle alten Weiber küßten ihm die Hand und baten um seinen Segen, wenn sie ihm begegneten. Er wurde zu jeder Hochzeit, zu jedem Kindtaufen eingeladen und Alle waren sehr vergnügt, wenn er erschien. Woher diese Liebe? Höre ich fragen, — woher? — Herr Kauder war der beste, gutherzigste Mann von der Welt, und die Gutherzigkeit ist eine Tugend, welche hoch im Preise steht bei den einfachen Kindern der Natur, wenn sie auch in den Salons nicht viel gilt.

Noch eine gute Eigenschaft des Geistlichen war seine Liebe zu den Kindern und sein Takt in Behandlung derselben. Er liebte sie, und sie liebten ihn dafür wieder. Es gab immer ein schönes Schauspiel, wenn er an einem milden Frühlings- oder Sommernachmittage durch das Dorf schritt. Dann verließen alle die lockigen, rothbäckigen, weiß- und schwarzköpfigen Buben des Ortes ihren Spielplatz, gingen ihm ehrerbietig entgegen und küßten ihm die Hand. Wie freundlich war da immer der gute Vater! — Oftmals hob er ein Büblein, das noch zu winzig war um bis an seine Hand heraufzureichen, auf einen Stein, wenn sich gerade einer in der Nähe befand, oder auf einen niedrigen Zaun, und setzte es so in Stand, ihm die Hand küssen zu können. Er erkundigte sich nach dem Befinden der Eltern und Großeltern, ja er griff wohl auch bisweilen in die Tasche und zog einige Näscherlein heraus, die er in kleinen Portionen an die muntere Jugend vertheilte. So klein die Gabe, so groß war die Freude der Kinder. Es gab wenige unter ihnen, welche die Leckerei bald verspeißten; die meisten liefen damit nach Hause und zeigten sie den Eltern mit den Worten: „Seht, Vater! seht, Mutter! Das hat uns der Vater gegeben.“ — Und die Eltern freuten sich und sprachen: „Ein guter Mann, der Vater Kauder! Er liebt die Kinder — wenn er nur besser predigen könnte.“ —

Dies ist nur eine kurze Charakteristik von dem jungen Geistlichen, mit welchem mein Großpapa am liebsten über religiöse Gegenstände disputirte.

Großpapa war ein speculativer Kopf, der nach seiner Art manche Stellen der heiligen Schrift einer kritischen Untersuchung unterwarf, und oftmals selbst den Kaplan in die Enge trieb. Aber wie unschuldig war im Ganzen sein Forschen! — Er würde es nie geglaubt haben, und wenn es ihm auch Jemand noch so heilig versichert hätte, daß es in neuester Zeit Leute gibt, welche die Wunder leugnen, oder sie auf eine natürliche Art zu erklären suchen, welche Christus nicht für den Sohn Gottes halten u. s. w.

Großpapa war etwas belesen. Herr Kauder hatte ihm öfters Bücher geborgt und unter diesen eine fastlich geschriebene Kirchengeschichte, die er mit großer Aufmerksamkeit studirt hatte. Besonders hatte ihn das Capitel von den Ketzereien angezogen, und es freute ihn ungemein, daß viele der Irrlehren, wie er meinte, wieder spurlos von der Erde verschwunden sind. Großpapa war bekannt mit den Lehren des Arius, des Witlef, des Hieronymus von Prag, ja selbst

die Sätze der abscheulichen Sekte der Manichäer, die namentlich den Studenten so verhaßt sind, waren ihn nicht ganz fremd.

Großpapa war als guter Katholik natürlich ein Feind Luthers, Melanchthon's und der Reformatoren, ja er glaubte trotz seiner ziemlichen Aufklärung steif und fest, daß solche Männer, welche so großes Unglück über die Menschheit gebracht und so viele Völker von dem wahren Glauben abgeführt hätten, ewig verdammt sein müßten. Er kannte die Geschichte der Reformation ziemlich genau, und ich erinnere mich, mehrmals von ihm die Aeußerung gehört zu haben: „D hätte ich doch der Disputation Luthers und Ecks beizuwohnen dürfen!“ — Ja, er war so fest von der alleinigen Richtigkeit seiner Meinungen und der siegenden Kraft der Wahrheit überzeugt, daß er in seinem Eifer wohl gar den egoistischen Glauben hegte: er selbst wäre im Stande gewesen den Luther besser zu widerlegen, als Doctor Eck, und wir würden jetzt keine evangelischen Christen haben, wenn er an der Stelle des Eck mit dem kühnen Reformator hätte disputiren dürfen. Großpapa hielt sich, wie alle gewöhnlichen Denker, nur an den Formalismus des Christenthumes; er konnte sich nicht zu der Ansicht erheben, daß es in der Reinheit seiner Idee noch gar nicht verwirklicht wäre, ja wohl gar verwirklicht werden könnte, und daß alle die verschiedenen Religionsysteme nur die Stufen der Entwicklung bezeichnen. —

Doch genug hierüber. Ich sage nur noch, daß es einen höchst angenehmen Eindruck auf das Gemüth machte, wenn man bisweilen den Kaplan und den Großpapa vor der Wohnung des Letztern sitzen sehen konnte. Vor dem Hause stand eine Gruppe schlanker Pappeln, zwei Linden und zwei Espen, welche die Hütte beschatteten und ihr auch wohl Schutz gewährten gegen die heftigen Herbststürme. Unter den Bäumen saßen nun die Beiden oft des Sonntags nach dem Nachmittagsgottesdienste und plauderten mit einander. Vor jedem von ihnen stand ein Glas Milch, oftmal auch Wein, wie denn überhaupt Großpapa immer für etwas Leckerhaftes sorgte, wenn er den Besuch des Kaplans erwartete; er ließ dann wohl auch von dem Conditor in der nahen, kleinen Stadt einige Delicateffen holen, als z. B. Zuckerwieback, kleine Kuchen u. s. w., Sachen, die sich Herr Kauder immer sehr wohl schmecken ließ, wenn er auch anfangs immer sagte: „Aber, guter Vater, ihr habt Euch wieder recht unnöthige Kosten gemacht. Ich werde Euch gar nicht mehr besuchen dürfen, wenn Ihr nicht von dieser Gewohnheit ablassen wollt.“ —

Ich habe oft die Unterredung der Beiden belauschen können, selbst dann, als ich schon Gymnasiast war und mich während der Ferien bei meinen Eltern befand. Der Kaplan war immer sehr freundlich gegen mich, und er ging jedes Mal mit mir zum Weine, wenn ich ihm mein Zeugniß zeigte. Wir gingen auch mit einander spazieren und er führte mich bei anderen Kaplänen und Pfarrherren ein. Das gefiel mir auch wohl, besonders weil uns an den meisten Orten etwas Delicates vorgesetzt wurde, und weil mir das Mittagessen bei dem geistlichen Herrn immer besser schmeckte als bei meinen Eltern. In jenen glücklichen Tagen sprach ich im Stillen oft zu mir: „Ich will nur ein Pfarrer werden; Niemand auf der Welt hat es so gut wie ein Vater.“ —

Während der Ferien borgte mir Herr Kauder auch oftmals Bücher aus seiner kleinen Bibliothek, die er für die Schulkinder angeschafft. Es waren auch meist Kinderschriften, unschuldige Geschichten von dem Verfasser der Ostereier und andern Jugendschriftstellern, Bücher, in denen fromme, unschuldige Mädchen, gewöhnlich Burgfräulein, Ritterburgen und Ritter, Schloßvögte, Jagden, Jäger, Falken und Falkenhändler, Täubchen und schneeweiße Lämmchen, schwarze, aber gutmüthige Köhler und Köhlerinnen, Höhlen, Einsiedler u. s. w. vorkommen. Alle diese Sachen sind nach einem Plane zugeschnitten. Im Anfang geht es den tugendhaften Leuten immer schlecht, aber zuletzt wird das Laster entlarvt, die Unschuld kommt an den Tag und die Tugend empfängt ihren Lohn. — Ich verdanke der Lectüre dieser Bücher sehr viele angenehme Stunden während der Ferien. Ich las sie am liebsten in der freien Natur, und streckte darum im Frühling und Sommer eins oder das andere zu mir, ging entweder damit in den Wald und legte mich unter einen Baum, an einen Bach, oder ich ging auf's Feld und streckte mich behaglich in's Gras neben ein blühendes Kornfeld. Es waren dies schöne Stunden, und ich bin dem Kaplan noch jetzt dankbar dafür, obwohl ich mich jetzt kaum noch an jener Lectüre ergözen würde. Unter die Bücher, welche mir ganz besonders gefallen haben, zähle ich die Beatushöhle, das Blumenkörbchen, das Täubchen u. s. w. Ich habe später oft bedauert, daß nicht dieselbe Gerechtigkeit, noch weniger aber dieselbe Unschuld, welche in den Kinderschriften herrscht, im Leben zu finden ist. — Doch, ich sehe mich genöthigt in meiner Schilderung etwas zurückzugehen. —

Ich war eiff Jahre alt, als mich mein Vater auf das Gymnasium der nächsten Stadt gab. Unter den Abschieden, welche ich zu

nehmen hatte, fiel mir der von den Eltern am schwersten; aber fast ebenso viel Thränen erpreßte mir der von den Großeltern. Großpapa sagte mir: „Junge, Du bist glücklich zu schätzen, weil man Dir Gelegenheit gibt, etwas zu lernen; Du kannst ein Gelehrter und ein Pfarrer werden. Ich wollte, daß es mir in meiner Jugend ebenso gut worden wäre.“ — Als mir die Großmutter die Hand zum Abschiede reichte, fühlte ich ein leises Zittern in derselben. Sie sagte aber zu mir: „Bleibe ein guter Junge, und vergiß Gott und die Mutter Gottes nicht, und sie werden Dich auch nicht vergessen. Bete jeden Abend einige Vaterunser zu dem heiligen Geist, damit er Dich erleuchte, und Du gut lernest, wie es ein wackerer Student soll.“ Nachdem sie also gesprochen, drückte sie mir einige Stücke Geld in die Hand. Ich sträubte mich sie anzunehmen, aber sie sagte: „Behalte es nur, die Studenten brauchen immer Geld. Verwende es nur nützlich und gewöhne Dir nicht das Raschen an.“ — Ich nahm endlich die Münze an, denn in Wahrheit hatte ich mich nur geweigert, um eine Form zu erfüllen. Als ich das Haus verließ, weinte ich heftig; aber ungeachtet meines Schmerzes war es, sobald ich mich unbemerkt glaubte, mein erstes Geschäft die Hand zu öffnen, um zu sehen, was mir Großmama geschenkt hatte. — Es war sehr viel; meine kühnsten Erwartungen wurden übertroffen; es waren zwei Thaler und zwar in Achtgroschenstücken. Ich war sehr erfreut über diese Gabe, denn ich hatte noch selten so viel Geld unter den Händen gehabt. —

Die ersten Tage meines Gymnasiallebens verfloßen mir sehr traurig und einförmig. Ich weinte oft und dachte an meine Heimath, an meine Eltern und Großeltern. Als die Lectionen ihren Anfang nahmen, war ich in den Lehrstunden ruhiger, weil mir da Zerstreuung und Beschäftigung genug geboten wurde. — Aber wenn ich wieder zu Hause in meinem engen Stübchen und Zumpt's lateinische Grammatik vor mir hatte, um die Declination von mensa und gladius zu lernen, da wurde ich wieder traurig, da wurden meine Augen feucht und schwere Thränen fielen auf die Seiten des Buches nieder. Ich saß oft lange Zeit vor der lateinischen Grammatik, und schaute mit träumerischen Blicken hinein, sah aber statt der trocknen Gelehrsamkeit nur lauter liebliche Gebilde auf den Blättern, z. B. das väterliche Haus mit den Pappeln und Espen, meine Eltern und Spielfkameraden, mit denen ich Sonntags über die Wiese gesprungen, den treuen Nero, unsern Kettenhund, dem ich sehr gewogen, und der bei meinem Abschiede von der Heimath fast Thränen vergossen hatte, und endlich und ganz besonders

auch meine Großeltern und den Kaplan Kauder. So oft ein Recreationstag war, eilte ich aus den Thoren der Stadt in's Freie, aber immer in der Richtung, nach welcher meine Heimath lag. Namentlich war es ein sandiger Hügel, welchen ich gern bestieg, weil er mir eine weite Aussicht in's flache Land gestattete. Ich stand auf der Spitze desselben, wenn die Abendröthe am Himmel ging, und der erste Stern aus den Wolken lächelte. Da zufällig meine Heimath auch nach Westen lag, so schaute ich so lange in das flammende Roth, bis meine Augen anfangen zu schmerzen. Oftmals wenn ich so lange hinstarrte, kam es mir vor, als ob sich das liebe Dorf in dem brennenden Horizonte abzeichnete; ich glaubte dann den Kirchturm zu sehen, das Haus meiner Eltern, die Pappeln und Espen, den treuen Nero, der eben des Nachbarn Gänse aus dem Garten jagte u. s. w. Nach solchen Spaziergängen schlich ich jedes Mal traurig in die Stadt, las noch ein wenig in Zumpt und legte mich hierauf zu Bette. —

Mit welcher Sehnsucht erwartete ich jedes Mal die Ferien! So oft ich die Großmutter als Studente, — so nannte sie mich immer — besuchte, bewirthete sie mich prächtig. Sie sagte gewöhnlich, wenn ich das erste Mal zu ihr kam: „Nun muß ich wohl wieder einmal den Tiegel auf die Beine setzen. —“ Es ist dies eine figürliche Redensart, welche man übersetzen kann in: „Nun muß ich wohl wieder einmal Pfannkuchen backen. —“ Und das that sie denn auch wirklich und ich ließ mir die Delicateffen auf's Beste schmecken. Wenn ich wieder von ihr Abschied nahm, um in die Gymnasialstadt zu reisen, so gab sie mir jedes Mal einen Thaler.

Zwei und ein halbes Jahr waren mir verfloßen auf dem Gymnasium. Die Osterferien begannen und ich reiste nach Hause. Als ich in die Wohnung der Eltern trat, fand ich die Mutter in Thränen und auch den Vater sehr traurig.

„Was gibt es? was fehlt Euch? was ist vorgefallen?“ — Das waren meine ersten Fragen und ich durfte nicht lange auf Antwort warten. —

„Der Großvater ist gestorben,“ sagte die Mutter, — „und es ist gut, daß Du grade kommst. So kannst Du ihm doch das letzte Geleit geben.“ —

Es war am Palmsonntage, als Großpapa begraben wurde. Das Wetter schön und die Luft ungewöhnlich mild für eine so frühe Jahreszeit. Es folgten der Leiche viele Weinende; ein Zeichen, daß der

Töbte beliebt gewesen. — Großpapa war an Alterschwäche gestorben. Er hatte bis wenige Tage vor dem Tode mit dem Kaplan über gelehrte Dinge disputirt, und sich über nichts so gewundert als über seinen Mangel an Gedächtniß, der es ihm unmöglich gemacht hatte, mit den Namen der Ketzer und Ketzereien so schnell zur Hand zu sein, als er es gewünscht hätte. Der Kaplan war ihm ein großer Trost gewesen während der Krankheit.

Als die Leiche des Großvaters auf dem Friedhofe eingesenkt wurde, weinten sehr Viele, nicht blos die Kinder und Verwandten, sondern auch Fremde; aber Wunder nahm es mich, daß die Großmutter so wenig äußere Zeichen des Schmerzes von sich gab. Ich glaube, sie weinte von Allen am wenigsten. Jetzt kann ich mir dies recht wohl erklären. Die alten Leute haben eine eigene Philosophie, um sich über den Tod eines theuren Angehörigen zu trösten; sie betrachten sein Scheiden aus der Welt nur als den Hingang an einen schönen Ort, wohin sie ihm in wenig Monden oder Jahren nachfolgen. Das mochte wohl auch die Philosophie der Großmutter an dem Grabe ihres Mannes sein. —

Es waren ein Jahr und ungefähr neun Monate verflossen, seit jenem verhängnißvollen Palmsonntage. Es war Weihnachten und sehr kalt; ich war Tertianer und reiste mit meinem Zeugnisse zu den Ferien. Als ich zu den Eltern kam, erkundigte ich mich sogleich nach dem Befinden der Großmutter. — „Sie ist seit einigen Wochen ganz unwohl, lieber Sohn,“ sprach meine Mutter. Ich besuchte sie bald darauf selbst und fand sie schlechter aussehend, als ich es erwartet hatte. Sie saß auf einem Polsterstuhle und hustete, als ich eintrat. „Was fehlt Euch, liebe Großmutter?“ fragte ich. — „Ich habe starken Husten.“ — „Aber es wird doch wieder besser werden, liebe Großmutter?“ — „O ja, ich hoffe, es wird bald gut sein für immer.“ — Die letzten Worte sprach sie etwas gedämpft und mit einem eigenthümlichen Lächeln, das mir in die Seele schnitt. Ich wußte mir dies damals nicht zu erklären, habe aber später bei alten Leuten, welche recht naturgemäß gelebt, dasselbe humoristisch-traurige Lächeln oft wiedergefunden. —

Ich faßte die Hand der Großmutter und sagte: „Ihr habt doch einen Arzt?“ — „Nein,“ — antwortete sie. — „Und warum nehmt Ihr keinen?“ — Mir wird kein Doctor mehr helfen; kein Arzt kann mich mehr jung machen. — Aber höre, ich werde Dir diesmal den Thaler bald geben; es bleibt sich ja gleich, ob Du ihn jetzt erhältst

oder bei der Abreise." — Bei diesen Worten erhob sie sich vom Stuhle und wankte einem alten Schubfach zu, in welchem sie ihre Baarschaft verwahrte. Ich beschwor sie eifrig, doch sitzen zu bleiben. Es half nichts; sie holte den Thaler und ich mußte ihn nehmen, wenn ich sie nicht betrüben wollte. — Drei Tage nach dieser Unterredung lebte Großmama nicht mehr, und ich begleitete sie zu Grabe. Es war kalt und es schneite, als die Großmutter neben ihrem Manne auf dem Friedhofe eingesenkt wurde. Als ich den Tag darauf in die Kirche ging, lag ein großer Schnee auf dem Grabeshügel. —